



Raus aus dem Keller und einmal kräftig durchgelüftet: Maskottchen **Mäxx** und ein Berufskollege.

FRANZISKA FRUTIGER

BÜHNE: SCHAUPLATZ INTERNATIONAL MIT «MASCOTS»

Schluss mit Winke-Winke

Was sind Maskottchen? Freundliche Spassmacher, knallharte Marketinginstrumente im Kunstpelz oder melancholische Plüschtiere? Die Theatergruppe Schauptplatz International bittet in «Mascots» Trix und Flix, Mäxx, Smoony und Co. auf die Bühne.

REGULA FUCHS

Da liegen Füsse, Köpfe und Hände wahllos verstreut – und doch ist die Szenerie im Proberaum des Progr kein Schlachtfeld, sondern eine flauschige Einladung zum Spielen. Das neueste Projekt der in Biel, Bern und Berlin beheimateten Theatergruppe Schauptplatz International hat wahrlich Hand und Fuss, denn es geht nicht wie in früheren Stücken um unsichtbare Finanzströme oder versteckte Mechanismen im Asylwesen. Es geht um die herzigsten Auswüchse und die knuddligsten Ikonen des Kapitalismus: die Maskottchen.

Doch natürlich blickt die Truppe in «Mascots» unter die pelzige Oberfläche und tut zunächst, was sie immer tut: recherchieren, enthüllen, dekonstruieren. Und wie bei den Schauptplatz-Inszenierungen bekommt man auch im Gespräch mit der Gruppe Geschichten aus der Recherche aufgetischt: Etwa, wie Schauptplatz-Mitglied Albert Liebl einst zum Geldverdienen in einen Plüschpelz schlüpfte und daraus die Idee zum Stück entstand; wie sich daraufhin zeigte, dass es gar nicht so einfach ist, die Maskottchenkostü-

me aufzutreiben; wie die Schauptplatz-Leute in den Keller des Uefa-Hauptgebäudes stiegen und von einer couragierten Marketingfrau schliesslich die Euro-Maskottchen Trix und Flix ausgehändigt bekamen. Samt einem zweiseitigen Katalog, was die Figuren alles tun und lassen sollen («Don't speak», «Be nice»), und der strengen Auflage, sie weder zu ironisieren noch mit den eigenen Sponsoren in Verbindung zu bringen.

«Die Verantwortlichen sind bestrebt, das Geheimnis um die Maskottchen aufrecht zu erhalten», erzählt Lars Studer, der vor allem in Deutschland recherchierte – etwa beim Fussballverein Hertha BSC. «Schon viele wollten wissen, welcher Darsteller im Pelz des Maskottchens Herthinho steckt, denn dieser Bär spielt aussergewöhnlich gut Fussball. Aber verraten wird nichts.» So darf auch Herthinhos Berufskollege, der YB-Obi-Biber, nicht ausserhalb des Fussball-Kontextes verwendet werden, wie Anna-Lisa Ellend erzählt: «Es war uns nicht möglich, ein Obi-Biber-Kostüm aufzutreiben. Entweder man hat Angst vor den Sponsoren, oder es ist eine Art Machtdemonstration. Es scheint für ein Maskottchen offensichtlich ganz entscheidend zu sein, dass die Botschaft klar und ungeboren ist. Das ist im Kontext eines Theaterstücks natürlich nicht unbedingt gegeben.»

Zerbröckelnder Latex

In ihrem angestammten Lebensraum haben die bunten Figuren die Fähigkeit, Massenveranstaltungen positiv zu gestalten und

sind damit äusserst wirkungsvolle Marketinginstrumente. Dass hinter den knuffigen Gestalten, die freundlich winken und ihre kindlichen Spässe treiben, ein immenses Gerüst an Strategien steckt, beweist auch jener übervolle Ordner mit Skizzen, den die Schöpferin der Expo-Maskottchen Schauptplatz International überlassen hat. Doch trotz allem Kalkül funktionierten diese Maskottchen überhaupt nicht – ob es am wenig einladenden Latex-Kostüm lag, das nun an einem Kleiderbügel langsam zerbröckelt?

Freiheit für Mäxx und Smoony

In «Mascots» schlüpfte Schauptplatz International nicht bloss in die Haut der freundlichen Pelzträger, die Theatergruppe identifiziert sich sogar mit ihrem Gegenstand: «Im Prinzip sind wir mit unserem Spielstil selbst zu Maskottchen geworden, zu einem Label. In «Mascots» versuchen wir einen neuen Weg zu gehen – mit Hilfe der Maskottchen», sagt Anna-Lisa Ellend. Denn es gehe nicht darum, sich über die Maskottchen lustig zu machen – entsprechende Filme gibt es zuhauf auf Youtube, wo sich die Plüschfiguren gegenseitig in den Hintern treten. Vielmehr sollen in «Mascots» Mäxx und Smoony, die einst für eine Handball- und eine Ski-WM ihre Faxen machten, befreit werden aus ihrem engen Korsett der Ausdrucksmöglichkeiten. Dass dabei auch Fragen gestellt werden über das Theater an sich, darüber, was es bedeutet, eine Rolle zu spielen, versteht sich bei Schauptplatz International von selbst. Denn obwohl das, was diese Gruppe auf der Bühne veranstaltet, im herkömmlichen Sinn

überhaupt nicht aussieht wie Theater, so werden nichtsdestotrotz die Mechanismen des Mediums offengelegt und hinterfragt.

«Wenn ich mir den Kopf eines Maskottchens überziehe, kann ich besser spielen», sagt etwa Lars Studer und weist auf die Magie hin, die in diesen zottigen Figuren steckt, und auf jenen Zauber, der sich schon nur entfaltet, als die Schauptplatz-Leute für die Pressefotos mit Mäxx die Rathausgasse entlanggingen: Passanten drehten sich um und winkten das rotweisse Wesen zu sich. Trotz aller Fröhlichkeit steckt in den Maskottchen aber auch eine Melancholie, die sie mit den Künstlern teilen, wie der Kunstkritiker Jan Verwoert schreibt: «Was haben Maskottchen gemeinsam mit Künstlern und Intellektuellen? Sie müssen mit dem Gefühl leben lernen, dass sie im Verhältnis zu dem Geschehen, das die Massen bewegt (...), unter Umständen nie mehr sein können als ein dekoratives Anhängsel.»

Das ist auch für die Schauptplatz-Akteure, die immerhin mit ihren Stücken schon Politiker zu Reaktionen veranlassen, keine Koketterie: Über die konkreten Wirkungen ihres Tuns machen sie sich keine Illusionen, auch wenn sie bei früheren Stücken überlegten, die Ergebnisse ihrer Recherche journalistisch zu bewerten und nicht auf der Bühne. Schliesslich bekam doch das Theater den Vorzug. Was zeigt, dass auch Schauptplatz International an die Bühne als Ort der Erkenntnis glaubt.

SCHLACHTHAUS THEATER
2. bis 4. Oktober, 20.30 Uhr.

DIE WAHRHEIT ÜBER:

Baldachin-Indios

Im handlichen Bern ist so etwas wie Feudalität eingekehrt. Da ist nämlich auf einmal Platz, seit der Kraftfahrzeugverkehr nur noch einspurig durch unser Zentrum kurven darf. Zwar ist noch nicht so ganz klar, wofür wir den neu gewonnenen Raum zwischen Bahnhof und Baldachin nutzen sollen ausser als Zwischenstrecke beim Umsteigen vom Nünitram auf den Wylerbus. Und doch hat dieser Asphalt-Platz etwas vornehm Verschwenderisches – als wollten uns die Stadtväter sagen: «Seht her, Bürger, wenn wir euch schon keinen Ausblick auf ein stilles Gewässer bieten können, so haben wir euch doch in einer nicht ganz so geräumigen Stadt einen feinen Ort geschaffen, an welchem selbst ein Kleinbürger sich als Grossstädter fühlen darf.»

Doch das hübsche Bild hat in der letzten Zeit Risse bekommen. Schuld daran ist ein Völkchen, das früher seiner Naturverbundenheit wegen geschätzt und bewundert wurde, nun aber dazu übergeht, diesen Sympathiekredit grob fahrlässig zu verspielen. Okkupiert wird unser stolzer Bahnhofplatz nämlich immer öfter von Panflötisten und Regenrohrspielern aus dem indigenen Südamerika, was an sich noch nicht wirklich zu beklagen wäre. Doch die Indios nehmen es mit ihrem Naturburschentum nicht mehr ganz so genau. Der Entwicklungsgang der musizierenden Indios war nirgends eindrücklicher zu beobachten als an den letzten Montreux-Jazzfestivals. In der dortigen Fussgängerzone fristeten sie lange ein einigermaßen unspektakuläres Dasein neben den üblichen Airbrush-Malern und afrikanischen Zöpfchenflechterinnen, bis sie auf einmal dazu übergingen, ihre Flötenkunst über batteriebetriebene Gitarrenverstärker aufzudonnern. Ein Jahr später wurden die Gitarrenverstärker durch wärschafte Ton-Anlagen ersetzt, noch ein Jahr später waren sämtliche Musiker mikrofonisiert, und im nächsten Jahr kam gar noch eine kleine Lichtshow hinzu, was in Montreux zu Spekulationen führte, wann die Indios wohl eine kleine Seebühne für sich zu bauen imstande seien.

Auch die Baldachin-Indios zeigen sich dem technischen Fortschritt keineswegs abhold, und so tuckert ein muskulöser kleiner Honda-Kompressor unter dem Glasdach, und die Panflöten wuchten durch ein Tonsystem über den Bahnhofplatz, mit dem sich ein mittelprächtiges Openair beschallen liesse (inkl. digitaler Effektgeräte). Doch das Allererstaunlichste an diesem ganzen kunstlosen Zauber ist, dass sich immer wieder Menschen finden, die sich von diesem Ethnogeplätscher – dem musikalischen Pendant eines beleuchteten Zierbrunnens – derart anregen lassen, dass sie sich sogar zum Kauf einer mitgebrachten Indio-CD hinreissen lassen. Nicht auszudenken, was die Indios mit dem Erlös alles anschaffen könnten. Ein digitales Regenrohr etwa. Stroboskop und Rauchmaschine. Oder gar eine bolivianische Vorband. Es erzittert der Baldachin ob solch schaurigen Aussichten. *Ane Hebeisen*

AUCH SÜDAMERIKANISCH «Mama Bumba, mein Hintern, der Tango und ich», Fr + Sa, Tojo Bern.

FÜNF FRAGEN AN:



FABIAN BRUNNER

Mit Mundart-Reggae pflügt der Zürcher Sing-Jay Dennis Furrer alias **Phenomden** derzeit die Schweizer Musiklandschaft um. Morgen **Freitag, 3. Oktober**, gastiert er mit seiner Backing-Band The Scruclists **im Mokka in Thun**.

Verglichen mit den teils prunkvollen, teils hochgezüchteten Reggae-Produktionen der letzten Jahre ist die Musik Ihres neuen Albums «Gangdalang» von geradezu dreister Einfachheit. Warum?

Die Einfachheit ist ja nicht unbedingt das Gegenteil von Kunst. Ein einfacher Satz kann viele Bedeutungen haben. Eine einfache Musik kann viele Menschen berühren. Das Schwierige ist, etwas Komplexes so auszudrücken, dass es einfach erscheint. Mit minimalen Mitteln die maximale Wirkung zu erzielen, darum geht es auch im Reggae. Die Musiker müssen Freude daran haben, immerzu dasselbe zu spielen. Diese ewige Wiederholung ist eine grosse Herausforderung. Im

Übrigen mag ich es, wenn Kunst nachvollziehbar ist. Ich stehe nicht so auf intellektuelles Zeug.

Ihre Texte behandeln das scheinbar Nebensächliche. Etwa das Verfassen einer SMS für die Geliebte oder das Essen von Pasta bei der Grossmutter. Woher rührt Ihre Faszination für das Alltägliche?

Meine Geschichten ergeben sich sehr häufig über Bilder, die in mir drinsind. Bei der Produktion meines letzten Albums «Style Generator» habe ich irgendwie Gefallen gefunden an den kleinen Dingen. Im Leben ist es oft so, dass man im Kleinen mehr erkennen kann, als wenn man das Grosse anschaut. Mit dieser Form des Erzählens lehne ich mich

bewusst an die jamaikanischen Reggae-Sänger der 1980er-Jahre an. Die haben das spontane, minutenlange Erklären eines Sachverhaltes zur Kunst erkoren. Wenn ein Bob Marley darüber singt, dass er Haferbrei zum Frühstück ass, geht nicht eben eine Welt auf. Da ist keine «Punchline», an der sich der Hörer festhalten kann. Aber unterhaltsam ist es trotzdem.

Noch bevor Sie in der Schweiz berühmt wurden, hat FM 4, das österreichische Pendant zu DRS 3, ihre erste Mundart-Single «Cha niit defür» dünn und durchsichtig gespielt. Wie kam es dazu?

Ich durfte den Song vor fünf Jahren auf einem deutschsprachigen Dancehall-Sampler platzieren. Ir-

gendwie gelangte die Scheibe in die Hände eines Wiener Radio-DJs. FM 4 hat den Song in die Playlist aufgenommen und über mehrere Monate vier- bis fünfmal täglich gespielt. Wenn ich nun in Bayern oder im Allgäu auftrete, singt jeweils die ganze Halle meine schweizerdeutschen Texte mit. Und das nicht mal schlecht.

«Gangdalang» ist vor drei Wochen auf Platz neun der Schweizer Hitparade eingestiegen. Sind Sie der Mann, der nach der Ära von CH-Rock und CH-Rap die Vormacht des CH-Reggae einleitet?

Dass der Einstieg so gut gelingen würde, hatte ich selbst nicht für möglich gehalten. Ich glaube aber

nicht, dass wir noch lange so weit vorne bleiben können. Wahrscheinlicher ist, dass viele Leute, die mich bereits kannten, das Album erwartet und dann gleich in der Release-Woche gekauft haben.

Neben Ihrer Schweizer Tournee leisten Sie derzeit Zivildienst. Wie sieht Ihre Tätigkeit aus?

Ich begleite ein Integrationsprogramm in einer Zürcher Velowerkstatt wo Arbeitslose den Weg zurück ins Erwerbsleben finden sollen. Wir flicken Velos, die von der Polizei gefunden wurden, und verkaufen sie anschliessend wieder. Ich bin da zwar nur eine Hilfskraft, dennoch empfinde ich es als eine spannende Arbeit. Einfach, aber schön. (len)